



Das Tartlauer Wort

HEIMATBOTE DER 9. TARTLAUER NACHBARSCHAFT

12. Jahrgang

Crailsheim, Weihnachten 1993

Nummer 23

**ESU WAI ET WAUR –
WORD ET NETJ MI SENJ!**
(So wie es war – wird es nie mehr sein !)



Bild: Lang (Kronstadt) – eingesandt von Walter Schmidt, Böblingen

„Tuerteln meng, äm Burzelond“

Die Restaurierung der Tartlauer Kirchenburg

Erlebnisbericht des Georg Bruss (Mötzingen)



1. Die Burg

Die Restaurierung wurde durch das rumänische Kultusministerium genehmigt und durch die Denkmalschutzdirektion (D.M.I.) mit dem Projekt „Restaurierung der Tartlauer Burg (Cetatea Prejmer)“ durchgeführt. Die Kirche ist später unter dem selben Titel restauriert worden.

Der Hauptgrund dafür, daß es zu der Restaurierung der Tartlauer Kirchenburg kam, sind die von dem Erdbeben am 10. November 1940 verursachten Schäden an der Ostseite (Allee) der Ringmauer. Die Neigung der Mauer oberhalb der Pechnasen und Schießscharten war schon über 25 cm und die Risse wurden immer größer. Es drohte in kurzer Zeit Einsturzgefahr dieses Abschnittes.

So wurde auf der Ostseite zwischen Ringmauer und Allee ein starkes Eisenbetonfundament für das Unterfangen (Spreitzen) der beschädigten Ringmauer gegossen. Darauf wurde ein sehr starkes Konsolidierungsgerüst (Holzspreitzsystem) aufgestellt und die geschädigten Mauerabschnitte fest eingekeilt. Dann wurden die Dachziegel und der Dachstuhl von diesem Abschnitt abgetragen. Ein großes, starkes Eisenbetongurtnetz oberhalb der Risse eingegossen und mit der Zwischenmauer der Häuschen mit der Innenmauer verbunden. Auch oberhalb der Ringmauer ist ein Eisenbetongurt mit der Innenmauer verbunden. So hat der beschädigte Teil einen festen Halt.

Die Ringmauer hat an einigen Stellen unten eine Dicke von bis zu 6 m und eine Höhe von 11 Metern. In der Höhe von 8,5 Meter befindet sich der Wehrgang (Rundgang). Es sind über 300 Schießscharten und genau so viele Pechnasen. Auf der Westseite sind 4 Klosette eingemauert. Die ganze Ringmauer wurde restauriert und gepflastert. Jetzt kann man den 500 m langen und beleuchteten Gang rings herum gehen.

Zwei noch erhaltene Wehrtürme, Südost und Nordwest, sind auch auf ihre Urform gebracht worden. Alle Etagen haben neue Fußböden erhalten. Hier im Südost-Turm (Allee) kann man noch Balken aus dem 15. Jahrhundert sehen.

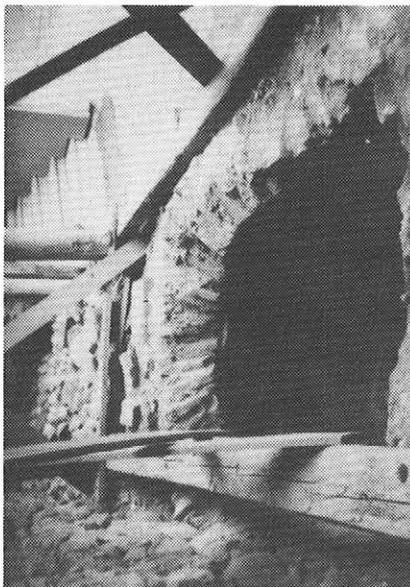
Der Nordost-Turm hatte auch die Aufgabe das Wasser aus dem Wehrgang zu regeln. Der Abfluß des Regenwassers aus dem Kirchhof fließt unter diesem Turm ab. Leider ist dieser Turm im 18. Jahrhundert eingestürzt. So konnte man diesen Turm nur nach den vorhandenen Fundamenten und Ruinen markieren. Der Südwest-Turm, der sogenannte Bannturm, der größte von den vieren, ist 1823 eingestürzt und konnte ebenfalls nur nach den vorhandenen Mauerresten und Fundamenten markiert werden.

Der Dachstuhl wurde vollständig ausgebessert und erneuert. Auf die Käfer wurden Bretter und Dachpappe geschlagen und mit neuen Ziegeln gedeckt.

Die sogenannte Zwingmauer (außerhalb der Burg) ist auch eingestürzt. Sie soll ungefähr 3 Meter hoch gewesen sein. So konnten auch nur die vorhandenen Fundamente markiert und konserviert werden. Bei den Grabungen zwischen Zwingmauer und Ringmauer konnten auch die Unterführungen unter den Wehrtürmen entdeckt und wieder freigelegt werden. So war früher zwischen Ringmauer und Zwingmauer ein Rundgang um die Burg möglich. Der Gang wurde gepflastert.

Die Kammern (Häuschen) haben alle ihre originale Form bekommen. Die meisten neue Fußböden. Auch Türen und Fensterrahmen wurden nach den alten Modellen erneuert und ausgebessert. Die Treppen und Balkone mit Geländer wurden alle neu aus Eichenholz nach den vorhandenen erneuert. Sogar Holznägel wurden teilweise benutzt. Alles wurde zweimal mit Leinöl eingelassen.

Im Bäckerhof wurden die später angebauten Häuschen abgetragen und an der Ringmauer und Kastell markiert. So daß die Schießscharten und Pechnasen auch an diesen Stellen zum Vorschein kommen. Die Zwingmauer ist auch im Bäckerhof markiert worden. Die Häuschen, Dachstuhl und Treppen wurden auch so wie an der Burg erneuert. Im Vorhof (im Projekt Curtea Primariei genannt) ist der Backofen (er soll angeblich nur zu der Eröffnung des Waisenhauses gebaut worden sein) abgerissen worden, so daß wieder die Schießscharten und Pechnasen zu sehen waren. Unter dem Backofen kam der Eingang in den unterirdischen Gang zum Vorschein. Von diesem Eingang hat man lange Zeit nicht gewußt, wo er sich befindet. Er konnte leider nur außen markiert werden, da er voll mit Wasser war. Dachstuhl, Treppen und Häuschen wurden ebenso wie im Kirchhof restauriert und erneuert.



Unterirdischer Gang (Rathaushof)

Titelbild:

Aufmarsch des Tartlauer Frauenvereins anlässlich eines Festumzuges des Burzenländer Sächsischen Gewerbevereins 1928 in Kronstadt. Links im Bild: Das Gebäude und Sitz des Gewerbevereins.

Die Tartlauer Trachtenträgerinnen von Nr. 1 bis 16:

1 Unbekannt – 2 Luise Boltres (57) – 3 Katharina Teck (319) – 4 Katharina Schmidt (79) – 5 Unbekannt – 6 Katharina Hergetz (447) – 7 Wilhelmine Rothenbacher (547) – 8 Anna Wagner (320) – 9 Martha Bruss (584) – 10 Rosa Donath (130) – 11 Anna Bruss (578) – 12 Rosa Schmidt (688) – 13 Anna Schmidt (474) – 14 Rosa Junesch (47) – 15 Katharina Rosenauer (569) – 16 Katharina Schmidt (393)

NEUE KONTOVERBINDUNG

9. Tartlauer Nachbarschaft
Postgiroamt Stuttgart
(BLZ 600 100 70) Kto.-Nr. 695 03-705

Nach den Untersuchungen war das Kastell auch Wehranlage (Vorburg). Durch die vielen Umänderungen im Laufe der Jahre konnte aber nicht genau herausgefunden werden, wie es ursprünglich gebaut wurde. Bloß einige Schießscharten wurden außen markiert. Im unteren Stockwerk ist der Wehrgang freigelegt und markiert worden.

Das Falltor wurde freigelegt, der Mechanismus konnte aber nicht identifiziert werden.

Da der Eingang und die Kirchendienerwohnungen einen späteren Anbau darstellen, wurden diese nur ausgebessert und zum Teil erneuert. Hier soll ja früher der Wassergraben mit Fallbrücke gewesen sein. Die Hebevorrichtung soll sich rechts hinter dem Eingangstor befunden haben.

Der kleine Turm mit der Sturmglocke auf der Vorburg ist abgetragen worden, weil er das vom Denkmalschutz genehmigte Alter nicht hatte. Die Glocke (Sturmglocke) befindet sich heute auf dem Kirchturm. Trotz ihres Alters konnte sie nicht montiert werden, weil der Klang mit den anderen Glocken nicht übereinstimmte.

2. Die Kirche

Bevor es zu der sogenannten Restaurierung kam, mußten zuerst die archäologischen Studien unternommen werden. Damit man die Urform des Baues, die Stabilität der Fundamente, Mauern, des Fußbodens richtigstellen konnte, wurde ein archäologischer Graben durch die ganze Kirche gegraben. Zuerst vom Ostschiff (Altar) bis zur Großen Tür (West). Er hatte eine Breite von einem Meter und brachte viele interessante Sachen zum Vorschein: 1. Der Originalboden, der etwa 60 cm tiefer war als der damalige Boden der Kirche und des Altars. 2. Die Ziegelsteine mit denen die Kirche damals gepflastert war. Jeder Raum hatte eine andere Art von Ziegeln in Größe und Dicke. 3. Die Fundamente des alten Westschiffes, an denen man erkennen konnte, daß der Turm nicht über der Kirche, sondern am Westschiff stand.

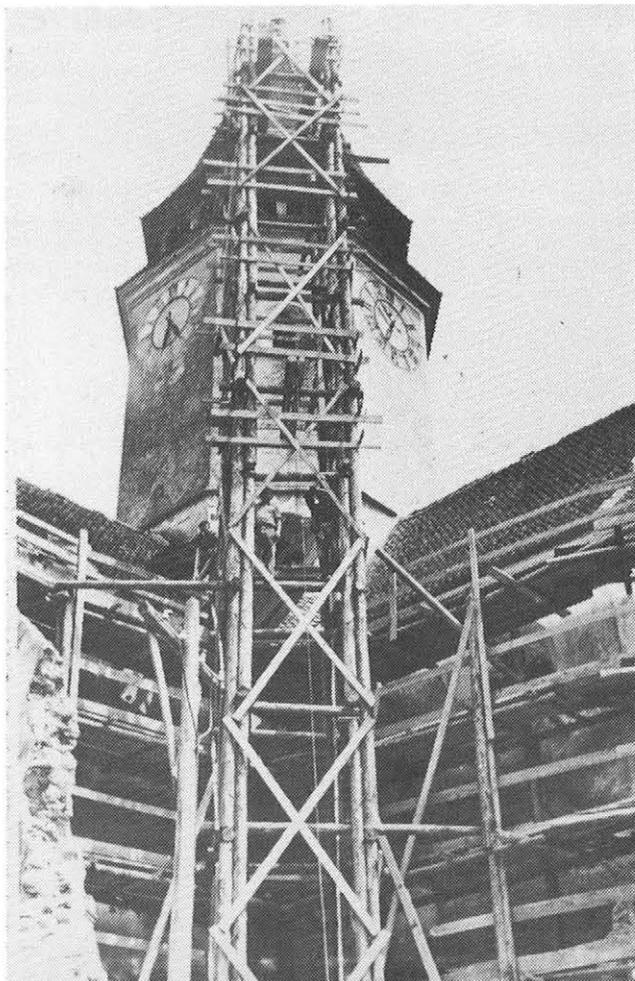
Die ausgegrabenen Fundamente bewiesen, daß bei der ursprünglichen Form der Kirche alle vier Schiffe gleich groß waren, wobei der Turm am Westschiff stand.

In der ganzen Kirche sind Gräber und Gruften. Im Altarschiff die für führende Personen und Pfarrer. Auch der Grabstein (60 x 120 cm) von Fürst Michael Bastifan (1586) wurde in der Mitte der Kirche ausgegraben. Durch die Ausgrabungen konnte auch festgestellt werden, daß der Friedhof im Kirchhof war, bis der neue Friedhof (1787) gebaut wurde.

Die Kirche (Westschiff) wurde 1515 vergrößert (verlängert). Damals muß der alte Turm schon abgetragen worden sein. 1516 wurde auch die Sakristei (SW) vergrößert und der große gotische Rundbogen eingebaut. Bei der Verlängerung ist dann auch das Netzgewölbe entstanden, die große Tür und das steingemetzte Fenster, das leider durch die Vergrößerung des Gestühls wieder zugemauert wurde. Bei der Restaurierung mußte es wieder neu gemacht werden. Das vergrößerte Gestühl mußte abgetragen werden bis auf die Originalempore von 1515. In den Mauern fand man auch Ansätze des originalen Geländers. Deshalb wurde ein steingemetztes Gelände gemacht. Auch die Orgel wurde aus dem Altarraum auf die Westempore versetzt. Das Gebläsehaus wurde abgetragen und das Gebläse in den Dachstuhl auf das Westschiff versetzt.

Der jetzige Turm muß vor dieser Zeit gebaut worden sein, da durch die Verlängerung der Kirche 1515 der alte Turm schon abgetragen worden war. Da kein Platz war, hat man dann den Turm über die Kirchenkreuzung gesetzt. Dieser Bautyp ist sonst nirgendwo zu finden. Deshalb nimmt man an, daß er einfach auf die alten Mauern der Kirchenmitte gebaut wurde. Es wurden gemetzte Steinblöcke als Pfeiler angeklebt, auf welchen die Wölbungen standen. Über den Wölbungen wurden sogenannte Trompen gewölbt, die dann der Achteckform des Turmes die Grundlage gaben.

Da aber die Fundamente eine zu kleine Grundfläche hatten und die Pfeiler, die nur angebaut waren, der großen Last des Turmes nicht standhielten, haben diese eine Ausbuchtung von 20 bis 30 cm an den Wänden erzeugt. Man hat aus alten Büchern und Akten herausgefunden, daß die Pfeiler Ende 1890 mit Hölzern auseinandergespreizt wurden. Diese verfaulten mit der Zeit und fielen herab, so daß einige Wochen kein Gottesdienst stattfand. Jedoch stellt sich heraus, daß die Gefahr nicht so groß war, wie man angenommen hatte.

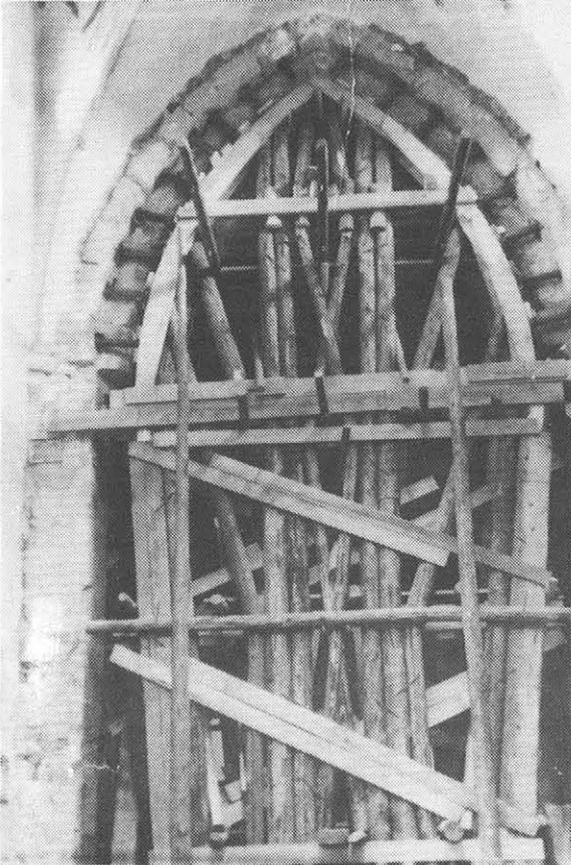


Der Glockenturm während der Einrüstung.

Für die Planungen über die Befestigung des Turmes, was ja eine schwierige Angelegenheit war und da niemand die Verantwortung tragen und übernehmen wollte, mußten viele Kommissionen aus dem In- und Ausland kommen, bis man übereinkam, daß man den Turm abtragen muß und dieses, da der Übergang über der Kirche von den vier Pfeilern auf dem achteckigen Grundriß des Turmes nicht standhalten würde. So wurden zuerst die Glocken heruntergebracht, das Dach abgedeckt und mit Dachpappe gedeckt. Jetzt wurde der Dachstuhl und Glockenstuhl unterstützt und befestigt. Dachstuhl und Glockenstuhl mußten oben bleiben. Jetzt wurde Stein für Stein nummeriert und abgetragen und unten im Hof der Reihe nach aufgestapelt. Die Wölbungen in der Kirche mußten ebenfalls stark unterstützt werden, damit man die Fundamente freilegen und untergraben und mit starken Eisenbetongurten unterbetonieren konnte.

Hinter den sogenannten Pfeilern wurde ein starker Eisenbetonkern angebracht und die ganzen Steinblöcke daran angeankert. Die Wölbungen wurden auch alle mit einem Betongurt zusammengezogen. Alle Steine, die gesprungen waren, wurden mit einem französischen Klebstoff geklebt. Jetzt konnte der Aufbau des Turmes beginnen. Wieder wurde Stein für Stein genau auf die Stelle, an der er sich befunden hatte, aufgemauert. Ein starkes Stahlbetonnetz wurde eingebaut. Das Dach wurde gedeckt, jede Ziegel angebunden. Ein neues Kreuz, dem alten gleich, wurde aus Kupfer hergestellt und montiert. Das Kreuz einschließlich Fuß und Kugel hat eine Höhe von 3,80 Meter. Die Kugel hat einen Durchmesser von 80 cm. Nun konnten auch die Glocken hochgezogen werden. An Stelle der alten Großen Glocke, die gesprungen war, kam eine neue, genau so große vom Lutherbund gespendete aus der ehemaligen DDR. Auch ein neues, modernes elektrisches Uhrwerk wurde aus Deutschland gespendet und angebracht. Jetzt konnte das Gerüst und die Schalung vom Turm abgebaut werden.

Die Seitenwände der Kirche sind durch den Druck der Dachwölbungen oben bis zu 40 cm auseinandergedrückt worden. Sie wurden früher (1837) mit Eisenschließen versehen, sind aber trotzdem weiter auseinandergedrückt worden. Daher goß man



Turmträger – ausgespreizte Wölbung.

auf die ganzen Kirchenmauern einen Eisenbetonkranz und hat diesen mit Betonbalken verbunden. Die verstärkten Wölbungen wurden daran aufgehängt, so daß die Deckenwölbungen die Wände nicht mehr auseinanderdrücken können.

Da auch viele Fenster und Rundfenster in den früheren Jahren zugemauert wurden, mußten diese freigelegt und teilweise mit neuem Steinmetz ersetzt werden.

Das Gesimse unter dem Kirchendach war ursprünglich aus Steinmetz, wurde aber in der Reformationszeit (1540) zerschlagen und mit Mörtel überputzt. Bei der Freilegung des Gesimses wurden noch Reste des Steinmetzes gefunden, so daß man nach dem Originalmuster neue Steine aus Klausenburg metzen und ersetzen konnte.

In der Zeit der Reformation wurden auch alle Fresken im Altarschiff abgeschlagen und mit Mörtel überputzt. Es konnten nur ein paar sehr beschädigte Reste gefunden werden.

Die ganze Kirche und deren Nebenräume wurden mit Betonsteinen nach Originalmustern gepflastert. Die durch die Grabungen gefundenen Fundamente wurden auf dem Pflaster durch weiße Ziegelsteine markiert.

In der NW Sakristei sind die ausgegrabenen Grabsteine ausgestellt worden.

3. Der Kirchhof

Bei den archäologischen Grabungen im Kirchhof konnte man alle Bauphasen der Erbauung von Kirche und Burg genau erkennen. Ebenso konnte festgestellt werden, daß der Friedhof bis zum Bau des jetzigen Friedhofs im Kirchhof war. Es wurden viele Skelette und andere Funde ausgegraben.

So konnte man auch feststellen, daß der Kirchhof etwa 70 bis 80 cm im Laufe der Jahre aufgefüllt worden ist. Diese ganzen Aufschüttungen mußten bei der Restaurierung weggeführt werden. Dabei ist auch der originale Steinsockel der Kirche entdeckt worden. Das ist ein Beweis dafür, daß die ursprüngliche Grundhöhe des Kirchenbaues richtig gemessen ist. Die Burg ist viel später gebaut worden – deshalb die Grundhöhe auch höher.



Kirchhof – Ausschachtung bis zu 80 cm.

Nach dieser Restauration, die von 1960 bis 1970 dauerte, fanden noch kleine Reparaturen statt, die das Bild der Kirchenburg jedoch nicht mehr entschieden verändert haben, wie das bei dieser der Fall war.

Bericht über ein Treffen zwischen Ortspfarrer Dechant Johann Orendi und Nachbarvater Michael Trein in Deutschland

Anlässlich eines Aufenthaltes unseres Ortspfarrers Dechant Johann Orendi mit Ehefrau Ingeborg in Deutschland, kam es am 24. Oktober 1993 in Dinkelsbühl mit Nachbarvater Trein zu einem gegenseitigen Gedanken- und Meinungs austausch.

Pfarrer Orendi, zusammen mit Gattin, informierte Nachbarvater Trein über den aktuellsten (Zu)Stand in Tartlau. Hervorzuheben ist, daß das Verhältnis zwischen unseren Landsleuten und den Rumänen sich immer mehr zuspitzt und verschlechtert. Ja sogar die örtlichen Behörden neigen zu Ausschreitungen und Übergriffen gegenüber unseren Landsleuten. Mit der Landwirtschaft gibt es täglich Ärger und Probleme. Die Pflege des Friedhofes, so Frau Orendi, sei in einem sehr guten Zustand. Diesbezüglich gäbe es noch keine Schwierigkeiten. Die Ausbauarbeiten auf dem Predigerhof für Aufenthalte und Übernachtungen seien abgeschlossen und stehen für Gäste zur Verfügung.

Angesprochen hat Nachbarvater Trein unter anderem die Sicherung und die Art der Weitergabe von Archivgut an die 9. Nachbarschaft und an andere Burzenländer Nachbarschaften, zwecks Erstellung von neuen Ortschroniken. Dechant

Orendi hat Hilfe zur Abdeckung von fehlendem Archivmaterial zugesagt. Auch an dieser Stelle ein Dankeschön für die Zusage und Hilfe.

Für die Gestaltung und Ausführung der Weihnachtsfeier in Tartlau für ungefähr 25 Kinder, alte und kranke Landsleute, wird die 9. Nachbarschaft Weihnachtsmänner, Kekse, Schokolade, Bonbons, Lebkuchen, für die Kinder auch Kaugummi uvm. für insgesamt 100 Personen (100 Päckchen) den Kauf und die Lieferung nach Tartlau übernehmen. Der Wert eines Weihnachtsbeutels wird bei ca. DM 10,- liegen.

Zum Schluß des Gesprächs stellte Trein nachdenklich mit vorgehaltener Hand und leisem Ton die Frage: „Was geschieht mit den zurückbleibenden sächsischen Kirchengliedern, mit dem Friedhof, mit der Kirche und mit dem Pfarrhaus am Tage (1994) danach?“

Die Frage blieb in einem Gasthaus in Dinkelsbühl, wo das Gespräch stattgefunden hat, unbeantwortet im Raume stehen.

Trein (tr.), Nachbarvater

KLASSENTREFFEN DES JAHRGANGS 1933

Am 11. Juni 1993 trafen sich für drei Tage der Jahrgang 1933 zum dritten Mal zu einem Klassentreffen. Dieses Mal feierte man den 60. Geburtstag. Die Feier, organisiert von Rolf Copony, fand im Brandnertal in Vorarlberg (Österreich) statt.

An der großen Anzahl, der im Bundesgebiet lebenden Klassenkameraden, sieht man, daß die 33er keine Entfernung scheuen und immer, zusammen mit ihren Partnern, dabei sind. Es war wieder einmal ein schönes Beisammensein.



Im Bild von links nach rechts, 1. Reihe: Treny Bruss (geb. Donath), Anni Wanneg (geb. Bruss), Treny Schenker (geb. Miess), Treny Erdmannsdörfer (geb. Schmidt), Anni Junesch (geb. Teutsch), Rolf Copony, Rosi Batschi (geb. Zerbes), Martha Weber (geb. Junesch). 2. Reihe: Hans Teutsch, Richard Junesch, Martin Teutsch, Anni Junesch (geb. Löxkes), Christian Teutsch, Rosi Rosenauer (geb. Schmidt), Georg Göbbel, Hans Bruss, Markus Zeides, Willi Balint.

Eingesandt von Christian Teutsch (Schaffhausen)

Der Kassier berichtet

Fahndung: Folgende Überweisungen sind **ohne** Mitglieds-Nummer eingegangen:

1. 01-1991 11.000 ...
2. 01-1991 11.000 ...
3. 01-1991 11.000 ...
4. 01-1991 11.000 ...
5. 01-1991 11.000 ...
6. 01-1991 11.000 ...
7. 01-1991 11.000 ...
8. 01-1991 11.000 ...
9. 01-1991 11.000 ...
10. 01-1991 11.000 ...
11. 01-1991 11.000 ...
12. 01-1991 11.000 ...
13. 01-1991 11.000 ...
14. 01-1991 11.000 ...
15. 01-1991 11.000 ...
16. 01-1991 11.000 ...
17. 01-1991 11.000 ...
18. 01-1991 11.000 ...
19. 01-1991 11.000 ...
20. 01-1991 11.000 ...

Obwohl auf manchen Überweisungen sogar ein Name steht, kann ich dieses Geld nicht dem „Richtigen“ gutschreiben, denn es sind z. B. in Crailsheim **vier** „Johann Weber“.

Versteht ihr jetzt, liebe Nachbarn, warum die Mitglieds-Nummer so wichtig ist?

Also Nachbarn, meldet euch!!

Ich kann nur hoffen, daß diese Liste der „ungeklärten Fälle“ nicht noch länger wird, es wäre schade um Zeit und Platz.

Überweisung: Man nehme den Überweisungsschein und trage gleich die Mitglieds-Nummer ein. Dann überlegen, wieviel ich spende. Dann Spende zum Jahresbeitrag (12,- DM) dazuzählen. Dann Gesamtbetrag ins „fett“ umrandete Kästchen eintragen. Namen und Ort, sowie eigene Konto-Nummer draufschreiben. Beim nächsten Bankbesuch mitnehmen und abgeben. Fertig!

Spenden-Nachtrag: ...

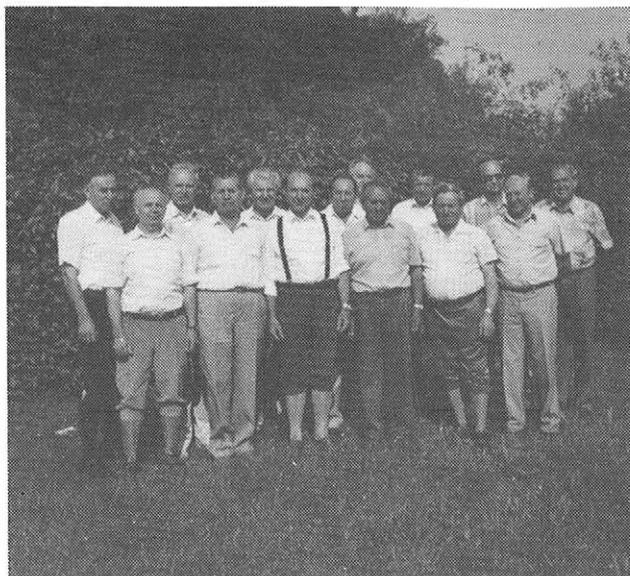
Alle Mitglieder der Nachbarschaft erhalten mit dem Heimatboten zu Weihnachten kostenlos einen Kalender 1994 „Burzenland“.

Bei Kassier Schunn in Böblingen können mit DM 5,- noch weitere Exemplare nachgekauft werden. Sie eignen sich sehr gut als ein schönes Überraschungsgeschenk für liebe Menschen.

VATERTAG 1993

*Einige Tartlauer wandern gern,
doch führt sie der Weg nicht allzufern.
Sie suchen sich nur nahe Gebiete aus,
denn von dort finden sie auch leichter nach Haus.
So veranstalteten sie auch dieses Jahr am Vatertag
ihren traditionellen Wandertag.
Von Böblingen gingen sie bis nach Mauren rein
und kehrten dort hungrig und durstig im Gasthaus ein.
Als sie sich gestärkt mit Essen und Wein,
gingen sie wieder ganz fröhlich heim.
Die Gruppe der Wanderer ist zwar noch klein,
doch möchten sie gerne noch mehrere sein.
Fragt den Walter, den Getz, den Chris oder den
Hans Rosenauer!
Von ihnen erfährt ihr dann alles genauer.
Drum – liebe Tartlauer – haltet euch fit,
und macht in diesem Verein in Zukunft auch mit!*

Eingesandt von Georg Junesch (Böblingen)



SPORT-RÜCKBLICK

Folge 3

Die Tartlauer Mädchen-Handball-Mannschaft

von Walter Schmidt (Böblingen)

Wenn man in späteren Jahren vom sportlichen Geschehen aus Tartlau aus der Zeit der ersten Nachkriegsjahre liest, werden manche diese Aufzeichnungen für „alte Märchen“ einer vergangenen Zeit halten.

Trotz dieser Erkenntnisse halte ich es für richtig, von unserem damaligen sächsischen „Nachwuchs“ wenigstens einiges zu berichten, denn es gibt etwas, das uns immer, ganz gleich wie wir heute denken, vereint und das ist die Erinnerung an die Stätten wo wir einst beheimatet waren, an Tartlau.

Im Jahre 1947 erlebte der Handball in den meisten Burzenländer Gemeinden in den Reihen der sächsischen Jugend einen großen Aufschwung. Trotz anstrengendem Tagesarbeitspensum, auch im Drei-Schichtbetrieb, der Weg zum Arbeitsplatz strapaziös und weit, von einer Fünftageweche gar keine Rede, mußten wir, wie auch in vielen anderen Bereichen, durch alle Stürme und Tiefen, politische Belästigungen und Schikanen hindurch, bis es uns gelang, in Tartlau das Handballspiel wieder auf die Beine zu stellen mit je einer Mädchen- und Jungen-Mannschaft. Zu dieser schönen Sportdisziplin braucht man keine zusätzlichen Geräte – nur einen Ball. Wir trainierten auf dem schönen Sportplatz hinter den Eschergässer Gärten, im Hintergrund Felder und Berge. Dienstag und Donnerstag ab 18 Uhr die Mädchen, Mittwoch und Freitag die Jungen. Ankleideraum: Unter freiem Himmel und duschen konnten wir nur bei Regenwetter. Wir besaßen zunächst nur einen Ball, der allmählich von den normalen Rundungen Abstand nahm. Alles, was wir unternahmen, war von echter Begeisterung und die Grundlage unseres Gemeinschaftsgefühls.

Es zeigte sich in der Anfangsphase, daß nichts von selbst kommt, daß aber dort, wo hart gearbeitet, wo fleißig und richtig trainiert wird, mit der Zeit auch Erfolge sich einstellen. Vor allem die Mädchen-Elf erlebte einen tollen Höhenflug. Was prägte diese einmalige Mannschaft? Das war in erster Reihe die Disziplin, dann die erstklassige Besetzung, blinde verständige Kollektivarbeit, Zweikampfstärke, gute Spielauffassung, und vor allem eine wurfstarke, hervorragende Stürmerreihe mit zwei wieselflinken torgefährlichen Außenstürmerinnen.

Die Mädchenmannschaft konnte in der Spielzeit von 1948 – 1951 36 Spiele austragen. Davon 32 Siege, 2 Unentschieden, 2 Niederlagen. Sie erzielten 179 Tore bei 52 Gegentoren. Am 9. Juli 1949 in Hermannstadt, anlässlich der Regions-Sommer-Spartakiade spielten unsere Mädchen, als Vertreter des Kreises Sf. Gheorghe im Finale gegen die Hermannstädter Stadtauswahl, den späteren Landespokalgewinner und verloren nur 7 : 5 (6 : 3). Unsere Mädchen waren in den ersten 15 Minuten sehr aufgeregt im Ballfangen und verteidigten unsicher, so daß der Spielstand

4 : 0 lautete. Nach einigen Umstellungen in der Verteidigung änderte sich das Spielgeschehen. Wir erzielten 3 Tore und zur Halbzeit stand es 6 : 3. In der zweiten Spielhälfte erzielten die Hermannstädterinnen nur noch ein Tor, auch Dank unserer Torfrau, die in diesem Spiel eine außergewöhnliche Tagesform bewies. Kurz vor Spielende standen wir sogar vor dem sensationellen Ausgleich. Unsere linke Läuferin gelangte überraschend mit dem Ball freistehend an die Strafraumgrenze, hatte in dieser Situation aber nicht den Mut und das nötige Selbstvertrauen diesen Ball zu verwandeln.

Honigberg, 30. August 1951: Das letzte Spiel unserer so erfolgreichen Mädchenmannschaft. Resultat 14 : 3 (7 : 1)! Es war zugleich das allerbeste und schönste Spiel unserer Mädchen. Es war eine Augenweide, das unglaublich schnelle Tempo, die Ballsicherheit, die ideenreichen Spielzüge, ein einmaliger Ballzauber und als Krönung die 14 Tore. Ein Spiel, das den Beteiligten beider Mannschaften und den zahlreichen begeisterten Zuschauern heute noch in lebhafter Erinnerung geblieben ist. Zusätzlich noch einige Spielresultate, die es verdienen festgehalten zu werden:

Tartlau – Kronstadt	5 : 2	August	1948
Tartlau – Sf. Gheorghe	6 : 2	September	1948
Tartlau – Baraolt	8 : 1	Oktober	1948
Tartlau – Helsdorf	4 : 1	Oktober	1948
Tartlau – Tg. Săcuiesc	4 : 0	Mai	1949
Tartlau – Fogarasch	3 : 1	Juli	1949
Tartlau – Kronstadt	3 : 0	August	1949
Tartlau – Zeiden	9 : 0	September	1949
Tartlau – Helsdorf	6 : 1	Juli	1950
Tartlau – Honigberg	7 : 0	September	1950
Tartlau – Brenndorf	9 : 2	September	1950
Tartlau – Marienburg	3 : 1	Oktober	1950
Tartlau – Zeiden	5 : 1	August	1951
Tartlau – Brenndorf	9 : 4	August	1951

Aus der Fülle der ehemaligen Spielerinnen möchte ich hier keine Namen nennen. Wer mag, kann versuchen die vielen Stunden zu zählen, die die Aktiven immer freiwillig geopfert haben. Uns bleibt nur ein verspätetes Dankeschön zu sagen, allen, die irgendwann Zeit und Kraft für unsere einmalige Tartlauer Handballmannschaft geopfert haben, die nie nein gesagt haben, wenn man sie brauchte.

Nachtrag:

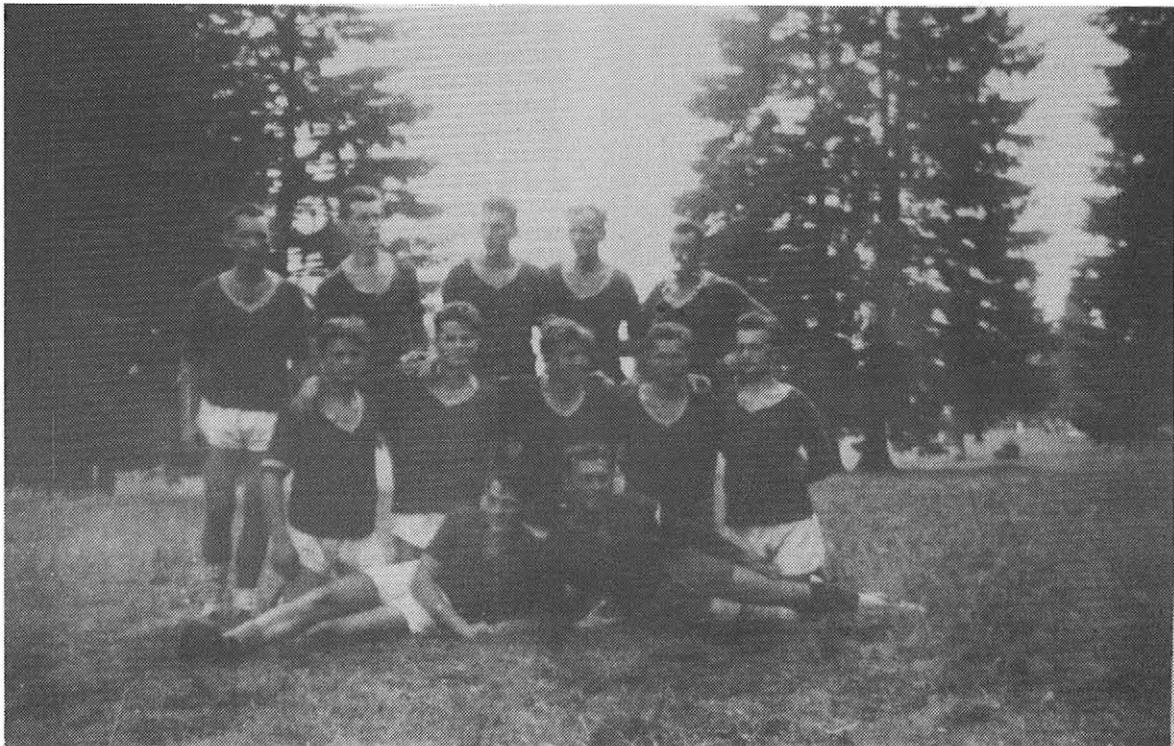
Die Tartlauer Männer-Handball-Mannschaft hat von 1946 bis 1961 über 100 Spiele ausgetragen. (Siehe Anlage 3 zum Heimatboten Nr. 9 / Weihnachten 1986.)

Die Tartlauer Mädels-Handball-Mannschaft 1949



Hintere Reihe, von links: Anni Balint (542), Katharina Batschi (541), Emmi Schmidt (100), Katharina Feltes (421), Katharina Schmidt (100). Zweite Reihe: Isa Gues (324), Katharina Zeides (90), Walter Schmidt (688) Trainer, Rosi Zerbes (581), Rosi Schmidt (688). Vordere Reihe: Katharina Zerbes (581), Rosi Weber (105), Hermine Bruss (107). Bild: Hans Bruss (571)

Die Tartlauer Männer-Handball-Mannschaft 1959 in der Schulerau



Hintere Reihe, von links: Walter Schmidt (688), Bruno Schneider (346), Hermann Kurmes (60), Hans Bruss (584), Michael Lutsch (571). Zweite Reihe: Otto Klutsch (115), Gustav Herbert (581), Horst Stirner (420), Hans Schmidt (688), Gerhard Klutsch (274). Vordere Reihe: Oskar Graef (60), Leopold Meißner (349). Bild: Hans Junesch (405)

Aus dem schriftlichen Nachlaß von Dr. Hans Butt stellte Hans Kurt Copony für das „Tartlauer Wort“ nachfolgenden Bericht zusammen:

Meine Flucht 1944 **Schluß**

Wie ich auf den Kreuzplatz kam, stand plötzlich eine deutsche Krankenschwester vor mir, wir sahen uns an. Sie rief: „Hans!“ und ich: „Rosi!“ und wir begrüßten uns aufs herzlichste. Wer war diese Rosi? Es war eine Frau, die ich vor 25 Jahren sehr verehrt hatte. Auf meine Frage, was sie hier mache, sagte sie mir, daß sie in einem deutschen Lazarett arbeitete, das sich jetzt auflöste. Meine nächste Frage war: „Was macht Ihr mit den Sachen?“ „Wir werden sie den Österreichern übergeben.“ „Was kann ich von Euch haben?“ „Du kannst alles haben!“ Auf dieses großzügige Angebot konnte ich nur sagen: „Ich brauche 8 Betten, 16 Decken, 16 Pölster, 16 Leintücher, eventuell 1 - 2 Kästen usw. Sie brachte mich zum Zahlmeister, der bekam einen Stoff für einen Kammgarnanzug und das Geschäft war abgeschlossen. „Außerdem“, sagte sie „kannst du für die Zeit, wo das Lazarett noch existiert, täglich 2 Mahlzeiten aus unserer Küche abholen lassen, für 8 Personen natürlich.“ Das war der erste große Lichtstrahl, der in unser Elend hereinfiel. Am Abend desselben Tages war unsere Wohnung schon eingerichtet. Zu den Möbeln war auch das notwendige Geschirr geliefert worden. Wie so oft im Leben hatte mir wieder eine Frau aus der Patsche geholfen. Die Tage vergingen. Wir hatten sehr viel Zeit, über vieles nachzudenken. Wir wollten es einfach nicht wahr haben, daß wir nie mehr in unsere alte Heimat zurückkehren durften. So holten wir uns von den herumstehenden Wehrmachtsbeständen einen Lastwagen und versteckten ihn in einem Winkel des großen Parks, in der Hoffnung, mit ihm bald wieder nach Hause fahren zu können. Das war natürlich alles naiv gedacht und entbehrte jeder vernünftigen Grundlage. Dann überstürzten sich die Ereignisse immer mehr. Hitler beging Selbstmord, Deutschland kapitulierte bedingungslos. Es gab keine deutsche Wehrmacht mehr. Der Großteil der deutschen Lazarette wurde aufgelöst und die Patienten in einigen verbliebenen gesammelt. Auch unser Lazarett meiner Bekannten wurde endgültig aufgelöst und damit blieben die von uns so sehr geschätzten Mahlzeiten aus. Es kam die Einwechslung der Mark. Für meine 100 000 Mark erhielt ich 4 000 Schilling. Meine Bestände an Zigaretten schmolzen dahin, leider hauptsächlich durch Verbrauch in der eigenen Familie. Ich begann mich mit den Realitäten abzufinden. Das Leben ging weiter. Die Monate vergingen. Das Gesicht der Kaiserstadt hat sich vollkommen geändert. Sehr viele Amerikaner als Besatzungsmacht beherrschten das Stadtbild. Die Ernährung so vieler junger Menschen, war sehr problematisch. Da es für mich nicht möglich war, eine Arbeit als Arzt zu finden, beschäftigte ich mich mit Sprachen und kam so in Kontakt mit Amerikanern. Und wieder war es eine Frau, die unsern grauen Alltag etwas aufhellte. Sie fragte mich, ob ein Canadischer Freund von ihr, uns Care-Pakete schicken dürfe. Dieses Angebot wurde natürlich mit Begeisterung aufgenommen und sie kamen regelmäßig, bis ich dem Mister Taylor in Vancouver schrieb, daß es uns nun so gut ginge, daß wir, Gott sei Dank, keine Hilfe mehr brauchten. Aus dieser Bekanntschaft ist eine schöne Freundschaft geworden. Das Verhältnis zwischen uns ist wie zwischen zwei Brüdern. Unser sehnlichster Wunsch, uns auch persönlich kennen zu lernen, ist uns bis jetzt nicht gelungen, aber wir haben bis heute die Hoffnung nicht aufgegeben. Er hat mich gelehrt, wie man vornehm schenkt. Es schien bei ihm immer so, wie wenn es für ihn eine besondere Ehre sei, uns etwas schicken zu dürfen. Der Sommer ging zur Neige. Wir hatten unsere 2 Pferde noch eine zeitlang, aus der Überlegung heraus, daß wir aus Ischl weiter müssen. Dies schien aber mit einem Fuhrwerk nicht mehr wahrscheinlich. Die Futterbeschaffung wurde kompliziert. Wir benützten zwar die schönen Sommernächte, um die schönen Wiesen der Kaiservilla abzugrasen, aber manchmal gingen sie uns durch, und dann gab es Schwierigkeiten mit den angrenzenden Bauern. So wurde im Familienrat beschlossen, daß wir den Kleinen, der auch besser im Fleisch war, schlachten. Ein geflüchteter Fleischer besorgte das in seinem kleinen Zimmer. Dadurch wurde unsere Kost etwas aufgebessert. Das Vollblut ging später an einen Ischler Fleischer. Noch wohnten wir in unserem luftigen Spritzenschupfen. Ich mußte aber darüber nachdenken, was im Herbst und Winter geschehen sollte, wenn es durch die breiten Luken hereinschneien würde. Meine Vor-

sprache beim Wohnungsamt blieb erfolglos. Wir armen Flüchtlinge zählten damals nicht, wurden nur als lästig empfunden. Ich dachte krampfhaft nach, wie ich den Wohnungsamtsleiter über-tölpeln könnte. Da fiel mir folgendes ein: Ich ging eines Tages wieder zu ihm und sagte: „Herr Vorstand, wir haben eine Menge Flüchtlinge aus Rumänien. Diese wissen nicht wohin sie gehören. Ich schlage vor, daß wir ein Büro für diese Leute gründen, wo sie zusammengefaßt werden, damit wir sie möglichst bald los werden. Dieser Mann war naiv genug, dies zu schlucken. Ich erhielt tatsächlich in einigen Tagen 2 leere Zimmer zugewiesen. Ich stellte in eines ein kleines Tischchen mit meiner mitgebrachten Schreibmaschine und ins sogenannte Wartezimmer 3 Stühle. Ich ging mit ein paar Freunden vormittags hin. Es wurde gesprochen und auf der Maschine getippt, so daß der Hausherr den Eindruck bekam, daß etwas geschieht. Dann fing ich langsam an einzuziehen, indem wir Stück für Stück aus dem Pumpenhaus in die 2 Zimmer transportierten. Nach 2 Wochen ungefähr, wurde mir gekündigt. Ich zog aber nicht aus, sondern erklärte dem Vorstand, daß ich freiwillig nicht ausziehe. Er solle uns selber hinaus auf die Straße setzen, wenn er das Herz dazu habe, eine achtköpfige Familie obdachlos zu machen. Dies wirkte. Ich erhielt 2 größere Zimmer in einem Hotel, das gerade als Lazarett aufgelassen war. Es standen 2 mächtige, ausgeleirte Kachelöfen da, die sicher sehr viel Holz benötigten, wir hatten aber kein einziges Stück. Ich hatte aber schon vorgebaut. Auf meinen Spaziergängen durch die großen Anlagen der Kaiservilla hatte ich den Oberforstrat der angrenzenden Wälder kennen gelernt, der ein leidenschaftlicher Pfeifenraucher war. Noch besaß ich einen ziemlich großen Vorrat Pfeifentabak aus dem Stift Seidenstetten. Ich lenkte das Gespräch auf den bevorstehenden Winter und daß ich geneigt wäre, ihm ein größeres Quantum Pfeifentabak zu geben, wenn er mir bei der Beschaffung von Holz behilflich sein würde. Das Lockmittel zog, er ging mit mir in den Wald und zeichnete einige Bäume mit einer roten Kreide an, die wir fällen könnten. Das schien mir aber für die mächtigen Kachelöfen im Bayrischen Hof für den ganzen Winter zu wenig und wenn wir schon wenig zu essen hatten, wollte ich wenigstens nicht frieren. So kaufte ich mir auch so eine rote Kreide und zeichnete noch einmal soviel Bäume an! Dann fing das Fällen und Zersägen an. Wir waren ja einige Männer im Hause, denn inzwischen war auch Jörg aus der amerikanischen Gefangenschaft gesund zurückgekehrt. Ischl wurde wieder etwas leerer, denn die deutschen Soldaten kehrten heim, aber es waren auch viele Ungarn, die wieder zurückkehren konnten. So erschien eines Tages ein Ungar bei mir und fragte mich, ob ich ihm nicht meine Contax-Camera gäbe für einen neuen Steyrwagen. Die Kamera könne er wahrscheinlich über die Grenze bringen, das Auto aber würden ihm die Russen sicher abnehmen. Ich ging in das Geschäft ein, weil das Auto ja mehr wert war und ich wieder beweglicher wurde. Der Wagen wurde mir mit allen Originalpapieren übergeben. Ich hatte aber nicht geahnt, daß die Übergangsbehörden nach den Nationalsozialisten zum großen Teil aus Gaunern bestanden. Es fiel mir auf, daß immer wieder Leute kamen und meine Autopapiere kontrollieren wollten, und ich hatte das Gefühl, daß mir eines Tages der Wagen beschlagnahmt würde. Um dieser Gefahr zu entgehen, tat ich mich mit Autoschiebern zusammen, es blühte damals der Handel mit Autos in die russische Zone. Wir einigten uns auf den Betrag von 36 000 Schilling, was damals sehr viel Geld bedeutete. Ich wollte mir dafür einen Röntgenapparat kaufen, weil ich doch das Gefühl hatte, daß wir in Österreich bleiben würden. Aber wie kam ich nach Wien, um mich nach einem Roe.-Apparat umzuschauen? Österreich war in Zonen geteilt und um nach Wien zu kommen, mußte man durch die russische Zone fahren. Wir aber hatten nur einen Ausweis als displaced persons, der nur für Oberösterreich galt. Während eines Mittagessens im Bayerischen Hof, lernte ich einen Wiener kennen mit dem schönen Wiener Namen Pribil. Ich erzählte ihm von meinem Plan und er sagte mir: „Ich nehme Sie mit nach Wien. Sie bekommen einen Ausweis von meinem Bruder und alles andere erledige ich an der Ennsbrücke.“ Nun war dieser Bruder ungefähr 20 Jahre jünger und sah ganz anders aus. Trotzdem entschloß ich mich, mit ihm mitzufahren. Wir übernachteten in Enns und er zahlte mir ein Wiener Schnitzel. Es kam mir wie eine Henkersmahlzeit vor. Am nächsten Morgen gab er mir die letzten Anweisungen. „Hier haben Sie 2 Flaschen, in einer ist Gin, in der anderen Wodka. Wenn der Amerikaner kommt und die Tür aufreißt, drücken Sie ihm die Flasche Gin in die Hand.“ Beim Amerikaner hatte ich weniger Angst, da konnte nicht so viel passieren. Als aber auf

der anderen Seite der Brücke ein kleiner untersetzter Russe auf den Wagen zukam, die Wagentür aufriß und mich streng musterte, war mir doch etwas komisch ums Herz. Als ich ihm aber dann die Flasche mit dem Wodka in die Hand drückte, überzog ein strahlender Glanz sein rundes Gesicht, er ließ die Flasche in seine Manteltasche rutschen und weg war er. Inzwischen hatte Herr Pribil seine eigenen Sachen erledigt. Er verschob nämlich ein ganzes Auto voll Südfrüchte, die er gerade aus Italien brachte. Ich war ganz benommen von dem herrlichen Duft. So etwas gab es bei uns schon lange nicht mehr. Wir kamen gut in Wien an. Er hatte mir versprochen einen Ausweis aufzutreiben, mit dem ich dann, nach Erledigung meiner Sachen, mit dem Zug wieder nach Ischl zurückfahren konnte. Ich wohnte bei meinem gewesenen Assistenten im 4. Bezirk, der von den Russen besetzt war. Es war für mich immer ein ungutes Gefühl, wenn ich ohne Ausweis durch die Stadt ging. Aber es passierte nichts. Ich konnte mir einen schönen Roe-App. erwerben, den ich in der Fa. der Verwandten meiner Frau einstellte, die ihn mir dann, sobald ich wußte was mit mir passieren würde, zuschicken würden. Es war sehr kalt und die Wiener froren sehr. Der Vater meines Assistenten ging jeden Morgen in den Schönbrunner Park und brachte im Rucksack kleine Ästchen, die der Wind in der Nacht abgebrochen hatte. Dann saßen wir in einer Reihe vor dem Küchenherd und versuchten uns etwas zu wärmen. So drängte ich begreiflicherweise nach Hause, wo ich wenigstens ein warmes Zimmer hatte. Herr Pribil ließ mich aufsitzen. Wenn ich ihn anrief ließ er sich verleugnen. So machte ich mich auf den Weg zu ihm. Er bewohnte im 2. Bezirk eine herr-

herrliche, große, mit Perserteppichen ausgelegte Wohnung, die früher einem hohen nationalsozialistischen Funktionär gehört hatte. Er bezeichnete sich als großen Widerstandskämpfer und war einer der gefährlichen Parasiten, wie sie nach dem Krieg wie Pilze aus der Erde schossen. Ich mußte ihn mehrere Male besuchen und immer duftete die Wohnung nach Braten und allen möglichen Gerichten – wir wußten kaum mehr wie ein Fleisch aussah! Er gab mir schließlich einen Ausweis, der ganz falsche Daten von mir trug. Ich konnte und wollte aber nicht mehr in Wien warten und wagte die Bahnfahrt. Es gingen im Zug Gerüchte um, daß die Russen in letzter Zeit besonders strenge Kontrollen durchführten, aber ich hatte Glück und als ich in Ischl bei meiner Familie ankam, schwor ich mir, nie mehr ähnliche Versuche zu unternehmen.

Die Zeit verging, das eingewechselte Geld war auch ziemlich aufgebraucht, Verdienstmöglichkeiten gab es für mich als Arzt, trotz eifrigem Bemühen, keine. So entschloß ich mich nach Deutschland zu gehen. Wir hatten schon alle Vorbereitungen getroffen, als mich ein Telegramm von der Linzer Ärztekammer erreichte, mit der Anfrage, ob ich das Lungenambulatorium in der O.ö.Geb.Kr.K. übernehmen wollte. Ich griff zu und so wurde ich Österreicher.

Damit schloß ein sehr bitterer Lebensabschnitt ab. Ähnliche Schicksale werden viele von meinen Landsleuten gehabt haben. Es war eine harte Prüfung und viele sind daran zerbrochen. Ich denke an diese Zeit mit einer gewissen Genugtuung und Stolz zurück, denn sie hat uns bewiesen, daß in unserem Volk doch Kräfte schlummern, die sich in der Not verdoppeln können.

Eine entscheidende Veränderung

Juli 1943: Einberufung der Rumäniendeutschen – Von Dr. Gerh. Hochstrasser

Die Einberufung zur Waffen-SS, Wehrmacht usw. sind ein Teil unserer Geschichte. Sie waren es, die entscheidende Veränderungen im Aufbau unseres Volkes mitprägen und die Anwendung des Prinzips der Kollektivschuld der Deutschen bei den Nachkriegsregierungen von Ländern wie Rumänien, Ungarn und Jugoslawien rechtfertigen helfen sollten.

In den Krieg mußte damals gezogen werden – in Rumänien anfänglich als rumänischer Soldat. Und in der rumänischen Armee sind vor Odessa nicht wenige Schwaben gefallen! Die rumänische Armee war, im Vergleich mit der deutschen, viel schlechter ausgerüstet und gepflegt, die Offiziere behandelten zudem die Soldaten schlecht. Deutsche mit entsprechenden Studien konnten Reserveoffiziere werden, die meisten Deutschen aber blieben von der Beförderung ausgeschlossen und somit den Schikanen der „Gradierten“ ausgesetzt.

Es ist schon so, daß ab 1939 einzelne Rumäniendeutsche in das deutsche Heer eintraten. Am 16. Juni 1940 fuhren sogar 1000 Volksdeutsche aus Rumänien als Freiwillige und mit dem Einverständnis der rumänischen Regierung von Orschowa nach Deutschland zur militärischen Ausbildung ab. Eine für 1941 geplante „3000-Mann-Aktion“ wurde nicht mehr durchgeführt. Zwischen 1941 und 1943 wechselten allerdings – auf eigene Faust und Verantwortung – viele Volksdeutsche die Uniformen. Am 12. Mai 1943 unterzeichneten in Bukarest Manfred Freiherr von Killingen, als Gesandter des Deutschen Reiches, und General I. Steflea, als Chef des Rumänischen Generalstabs, ein Abkommen, laut welchem die bis zum 1. April 1926 geborenen Rumäniendeutschen sich in die Waffen-SS oder in die Deutsche Wehrmacht einreihen lassen konnten, ohne die rumänische Staatsbürgerschaft und die damit verbundenen Rechte zu verlieren. Der Übertritt ins deutsche Heer von aktiven Offizieren und Unteroffizieren sowie von Reservisten bedurfte einer speziellen Genehmigung des rumänischen Generalstabs. Ausgenommen waren Deutsche, die sich schon im Fronteinsatz des rumänischen Heeres befanden.

Die Musterung für das deutsche Heer geschah auf Basis der Freiwilligkeit. Da viele durchaus nicht mit großer Freude in den Krieg zogen, wurde oftmals der Freiwilligkeit mittels Druck nachgeholfen. Die Gemusterten sollten Rumänien in von der Volksgruppe organisierten Transporten bis zum 31. Juli 1943 verlassen. Auf ihre Zuteilung zur Waffen-SS, Wehrmacht oder zu

anderen Verbänden der deutschen Streitkräfte (wie Luftwaffe oder Marine, zur Organisation Todt u. a.) hatten die Gemusterten keinen Einfluß. Ab Mai 1943 wurden die 1922 – 1926 geborenen Rumäniendeutschen gemustert und in den Sommermonaten 1943 in Sammeltransporten ins Reich gesandt. Die Haupttransporte gingen zwischen dem 11. und 28. Juli 1943 ab, die Transporteinteilung oblag der Ortsgruppenführung. Eine weitere Transportfolge ging am 11. November 1943 ab, sie umfaßte jene Männer, die im Sommer aus der Landwirtschaft unabkömmlich gewesen waren. Im ganzen dienten ab Sommer 1943 50 000 Rumäniendeutsche im deutschen Heer, etwa 55 % kamen aus dem Banat. Gefallen sind etwa 9000 – 10 000 Rumäniendeutsche. Die meisten Rumäniendeutschen dienten in der Waffen-SS. Besonders hoch ist die Zahl der in der Waffen-SS dienenden Rumäniendeutschen aber nicht, wenn man die Zahl der ebenfalls in der Waffen-SS dienenden Holländer (50 000), Belgier (40 000) und Franzosen (20 000) kennt (nach Stein: „Geschichte der Waffen-SS“, 1967). Aus den gesamten osteuropäischen Gebieten dienten allerdings 150 000 Volksdeutsche in der Waffen-SS.

Da das Abkommen vom 12. Mai 1943 rechtmäßig gültig war, entbehrte das von der rumänischen Nachkriegsregierung erlassene Verbot der Heimkehr der ehemaligen deutschen Frontkämpfer nach Rumänien, die Verfolgung der Heimkehrer, sowie die Schuldzuweisung, Enteignung und jede andere Strafmaßnahme jeder rechtlichen und moralischen Grundlage.

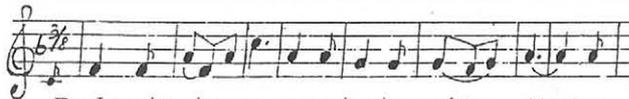
Trein (tr.) aus „Der Donauschwabe“, Nr. 31/1993 (gekürzt)

Richtigstellung:

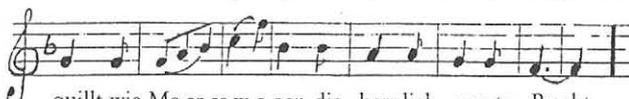
Im Heimatboten Nr. 22/1993, Seite 9, wurden die Notenzeilen des Liedes „Frühling“ von Michael Thies (sen.) verkehrt gedruckt.

Richtig ist:

Die zweite Zeile ist die erste und die erste die letzte mit Schluß.



Der Lenz ist ei-n ge-zo-gen mit sei-ner schön-en Tracht es



quillt wie Me-er-es-w-o-gen die herr-lich wer-te Pracht.

Um Nachsicht wird gebeten. *Der Herausgeber (Trein)*

Liebe Tartlauer!

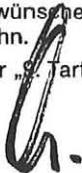
Wir wenden uns mit der Bitte an Euch, durch den Beitritt zu unserer Nachbarschaft, die seit über 10 Jahren Tartlauer Gemeinschaft pflegt, diese Aufgabe zu unterstützen. Durch Euren Beitritt können wir die Last auf mehrere Schultern verteilen und unsere Verbundenheit zu der Gemeinde erfüllen, die uns Tartlauer geprägt hat, für die diese Gemeinde „Heimat“ war und ist und diese Gemeinde lieben.

Es ist unser aller Pflicht, unseren Brüdern und Schwestern, die noch in Tartlau leben wollen oder müssen, zu helfen. Sie brauchen unsere Hilfe zum Leben, sie brauchen aber unsere Hilfe auch zum Sterben.

Wir wollen den Bund der Zusammengehörigkeit als Tartlauer auch in der neuen Wahlheimat Deutschland pflegen und festigen.

In diesem Sinne grüße ich als neue Mitglieder in der „9. Tartlauer Nachbarschaft“ und wünsche ein leichtes Einleben, Gesundheit, Glück und Wohlergehen.

Für den Vorstand der „9. Tartlauer Nachbarschaft“



(Michael Trein, Nachbarvater)

Neue Mitglieder der 9. Tartlauer Nachbarschaft

Nothstein, Anni (Butt) – Augsburg; Kleinpeter, Hermann, Elfriede (Fleischer) – Freienohl; Schmidt, Hermann, Anna (Zerbes) – Geretsried; Kosti, Udo, Rosemarie (Priester) – Herford; Zoor, Hans-Peter, Doris (Gördes) – Meschede; Schütz, Johann – Calw/Heumaden; Morres, Johann, Gertrud-Grete (Schoppel) – Crailsheim; Brenndörfer, Christian – Augsburg; Baier, Friedrich, Isolde (Junesch) – Nürnberg; Gusbeth, Gerhard, Karin (Thois) – Schorndorf am Ammersee; Guess, Wilfried, Gisela (Thieskes) – Schönaich.

Hinweise:

Die Mitglieder in der Nachbarschaft sind berechtigt:

- den Heimatboten „Das Tartlauer Wort“ an die angegebene Anschrift zugestellt zu bekommen;
- kostenlose Mitteilungen im Heimatboten zu veröffentlichen;
- ausgesiedelte Tartlauer, die bald nach Eintreffen in Deutschland der Nachbarschaft beitreten, können laut Beschluß des Vorstandes bis zu einem Jahr (vom Tage der Ankunft an gerechnet) von dem Mitgliedsbeitrag (DM 12,- im Jahr) befreit werden und erhalten den Heimatboten für diese Zeit kostenlos.

Wir begrüßen in der Bundesrepublik

Name und Vorname (Mädchenname)	Pers.	Hausnr.
Klusch, Julius jun., Edda und Meta	3	74
Thois, Gerhard-Helmut, Sabine (Tobi) mit Doris und Uwe	4	Kronstadt
Thois, Johann, Mathilde (Dieners), Thois, Walter-Otto, Thois, Beate-Birgit, Thois, Hans-Georg	5	99
Morres, Hans, Gertrud (Thiess)	2	113
Schiel, Anna (Zeimes)	1	192
Gusbeth, Gerhard, Karin (Thois) mit Cyklone-Diane, Günter-Dietmar, Anna (Rosenauer)	5	267
Birk, Karina	1	484
Battes, Otto, Martha (Zerbes) mit Reinhild und Gunhild	4	557 A
Plontsch, Hans, Elisabeth (Bitayi), Hans-Dieter, Rosa (Mitter)	4	990
Herta und Erna (geb. Bruschi)	2	Kronstadt

*Es gibt Menschen,
mit denen zu leben nicht leicht
und die zu lassen unmöglich ist*

Thomas Mann

Spenden für die 9. Tartlauer Nachbarschaft, in der Zeit vom 1. April bis 19. Oktober 1993

1. – [Name] [Stadt] [Betrag]
2. – [Name] [Stadt] [Betrag]
3. – [Name] [Stadt] [Betrag]
4. – [Name] [Stadt] [Betrag]
5. – [Name] [Stadt] [Betrag]
6. – [Name] [Stadt] [Betrag]
7. – [Name] [Stadt] [Betrag]
8. – [Name] [Stadt] [Betrag]
9. – [Name] [Stadt] [Betrag]
10. – [Name] [Stadt] [Betrag]
11. – [Name] [Stadt] [Betrag]
12. – [Name] [Stadt] [Betrag]
13. – [Name] [Stadt] [Betrag]
14. – [Name] [Stadt] [Betrag]
15. – [Name] [Stadt] [Betrag]
16. – [Name] [Stadt] [Betrag]
17. – [Name] [Stadt] [Betrag]
18. – [Name] [Stadt] [Betrag]
19. – [Name] [Stadt] [Betrag]

„Da Kradenäcker Rent“ aus dem Jahre 1932



Wer erkennt wen auf dem Bild?

Bitte schreibt uns die Namen (womöglich mit der Hausnummer), damit alle Leser des Heimatboten erfahren, wer die fleißigen Frauen beim Spinnen und Häckeln sind. An: Herausgeber Michael Trein, Im Feldle 22, 74564 Crailsheim.

Hintere Reihe rechts mit Kreuz ist Frau Katharina Zerbes, geb. Zerbes, Neugasse Nr. 200 (gest. 1978).

Bild: Eingesandt von Johann Junesch (Altdorf/Landshut)

Tagung der Burzenländer Nachbarväter (Regionalgruppe Burzenland)

Am 12. bis 14. März 1993 fand in Neuhaus bei Crailsheim die jährliche Sitzung der Vertreter der Heimatortsgemeinschaften, Regionalgruppe Burzenland, statt. Es war die 10. Sitzung in Reihe und damit ist das Burzenland einmaliger Vorreiter. Es ist nicht bekannt, ob die anderen Regionalgruppen: Harbachtal/Großschenker Raum, Hermannstädter Umland, Mediascher Umgebung, Nordsiebenbürgen, Repser Umgebung, Schäßburger Raum, Unterwald und Zwischenkokegebiet Zusammenkünfte abhalten.

Außer Weidenbach waren alle Burzenländer Gemeinden vertreten. Zuerst berichtete jeder Nachbarvater über die Lage in seiner HOG und in der Heimatgemeinde. Nach den Berichten der Nachbarväter leben in den Burzenländer Gemeinden noch folgende Anzahl von Sachsen:

Bartholomä 371; Brenndorf 75; Heldsdorf 221; Honigberg 222; Neustadt 150; Nußbach 275; Petersberg 180; Rosenau 330; Rothbach 62; Schirkanyen 49; Tartlau 226; Wolkendorf 208; Zeiden 790; Marienburg und Weidenbach keine Angaben.

Alle waren der Meinung, daß Heimathilfe nur nach Absprache und auf Anforderung der Vertreter der Heimatgemeinden geleistet werden soll. Willi Schiel berichtete über die Art und Weise, wie jetzt die Hilfe nach Siebenbürgen getätigt wird. Schwerpunkt für die Tätigkeit des Sozialwerks wird zukünftig die Altenhilfe sein. Es wird nur noch humanitäre Hilfe gewährt, da die Zuschüsse vom Bund und von der Öffentlichen Hand wegbleiben. Pakete können im Wert von 50 DM à 6 kg über das Sozialwerk geschickt werden. Die Zustellung wird schnell und zuverlässig über die Saxonia-Stiftung durchgeführt. Die Genehmigungen für Hilfstransporte nach Rumänien werden von nun an von der deutsch-rumänischen Kommission aus Bukarest

gewährt. Die Fahrzeuge (außer PKW) müssen zusätzlich eine Lizenz dafür haben. Durch diese Maßnahmen wollen die rumänischen Behörden die Einfuhr von Produkten besser kontrollieren. Kurt Stephani berichtet über den Stand der Arbeiten an der Burzenland-Chronik. Der allgemeine Teil der Chronik ist abgeschlossen. Nun werden die einzelnen Gemeinden gefordert, ihre Geschichte in Kurzform zu fassen und an Kurt Stephani zu schicken.

Peter Hedwig hielt ein Referat über Ahnenforschung, worüber danach diskutiert wurde.

Für die Friedhofspflege in der alten Heimat ist keine gemeinsame Lösung gefunden worden. Jede Gemeinde handelt nach eigenem Ermessen.

Die anwesenden Jugendvertreter hielten teilweise getrennte Besprechungen ab. Sie haben beschlossen, mit den Jugendvertretern aller Burzenländer Gemeinden eine getrennte Beratung abzuhalten.

Die HOG Kronstadt hat einen Aufruf zum 450jährigen Jubiläum der Honterusschule gestartet und alle Burzenländer Gemeinden um Mitarbeit bei der Veranstaltung gebeten.

Beim Trachtenumzug am Heimattag 1993 in Dinkelsbühl marschieren alle Gemeinden im Block Burzenland, dieses Mal mit zwei Blaskapellen (Zeiden und Tartlau).

Für 1994 wird erneut ein Burzenländer Heimatkalender gemeinsam herausgebracht, mit Bildern der Schulen der einzelnen Gemeinden. Jedes Bild soll mit einem Kurztext versehen werden. Dieses waren in großen Zügen die Probleme, die bei der Sitzung diskutiert wurden. In Einzelgesprächen wurden Erfahrungen und andere Probleme besprochen.

Die Tagung endete wie immer mit dem traditionellen „Burzenländer Fleken“-Essen.

Trein (tr.) aus unbekannt

Erinnerungen an Tartlau

von Otto Depner

*Denke ich an Tartlau —
dann ist das meine angeborene Heimat.
Schreibe ich über Tartlau —
dann fühle ich mich damit verbunden.
Begegne ich heute einem Tartlauer —
dann muß ich zugeben, kein waschechter Tartlauer zu sein;
dann hadert mein Innerstes mit dieser einmalig
nur in Tartlau gesprochenen harten Mundart...*

XV

Eine weitere Unruhe kam auf, als durch den Wiener Schiedspruch vom Juni 1940 Nordsiebenbürgen — ohne Rücksicht auf die dortigen Sachsen — an Ungarn abgetreten werden mußte und sich viele Ungarn (Szekler) dorthin absetzten, das alles in einem enthusiastischen Übereifer.

Bald erschienen völlig überraschend, jedoch von den Sachsen überwiegend freudig begrüßt, die ersten Einheiten von deutschen Landsern als „Lehrtruppen“. Die Situation war nun also da, gleichwohl auch eine uniformierte Konkurrenz für viele Lieb-schaften. Aber die sieggewohnten Landser waren nicht alle so wählerisch, denn sie kümmerten sich auch um die unbeachteten Mauerblümchen. Da kam etwas Wallung in die dörfliche Gemeinschaft, denn man sagt, daß wo immer auch deutsche Soldaten auftauchen, der Krieg nicht mehr fern sei. Der Tartlauer Jugend haben sie immerhin den „Swing-Tanz“ gelehrt, und noch bevor größeres Unheil angerichtet war, verschwanden sie leider ebenso schnell wie sie gekommen waren — ohne, wie üblich, Soldatenbräute mit Kindern sitzen zu lassen. Nur ganz vereinzelt kam später noch eine Nachricht. Vom Heiraten war im Brief nicht die Rede. „aber sonst hätte er ganz schön geschrieben.“ Viele freundschaftliche Verbindungen blieben dennoch erhalten und von der genossenen Gastfreundschaft schwärmen sicher auch heute noch so manche Bundesbürger, wie auch von ihren Besuchen nach Kriegsende.

Doch nicht genug der Unruhe, auch Rumänien war in den Sog politischer Querelen geraten. Im Januar 1941 gab es eine zunächst nicht durchschaubare Revolution durch die Bewegung der „Eisernen Garde“. Regierung und Militär behielten die Oberhand — für eine wiederhergestellte Ruhe vor dem Sturm. Und das Leben ging wie bisher weiter — zumindest im Beruf liefen die Aufträge gut, es gab Arbeit und Brot und der Fleiß verlangte auch nach Frohsinn, die gängige Lebensregel verhielt geduldiges Abwarten. Darin waren die Tischlergesellen Meister. An so manchen Samstagnachmittagen saßen sie geduldig auf ihren Hobelbänken und warteten auf ihren Lohn. Oft war der Meister noch mit dem Fahrrad unterwegs, um das nötige Geld einzutreiben. Darin mußte ich ihn bald unterstützen und Bittbriefe austragen, denn Mahnungen waren so gut wie sinnlos. Derweil schmiedeten die ausharrenden Gesellen schon die Pläne für ihre Saufabenteuer — obwohl bei manchen schon die Frau am Tor ebenso wartete. Nur die braven Hausväter hatten dabei immer noch etwas für den Eigenbedarf zu fertigen. Am Montagmorgen wurde dann ausgiebig über die verlaufene „Mulatschag“ berichtet: Wieviel Glas Bier, in welchem Lokal und wie lange, bei welcher Hure und wie oft. Dann gab es noch die Außenseiter im Saufen bis zur bitteren Neige, ein anderer genoß mehr den Zigarrenrauch, zählte er doch schon um die 80 Jahre und roch wie ein Ziegenbock. Die biedereren Familienväter sprachen leidlich von ihren Erinnerungen oder von ihren Tauben. Bei einer Neueinstellung wurde jeder ehrliche Geselle grundsätzlich befragt, ob er versichert und steuerlich gemeldet werden wolle. Es ging um die damit verbundenen Abzüge vom Lohn, womit sich die wenigsten abfinden wollten. Weiß der Himmel, wie die Meister die wirklichen Löhne nur verbuchen konnten, denn die Steuerhinterziehung war die Norm im unredlichen Staat. So kam es, daß manche gar nicht, manche als billige Lehrlinge und die meisten als Hilfsarbeiter unterversichert gemeldet waren. Bei der Vorlage zur Steueranmeldung jammerte mir der Finanzbeamte jedesmal mißtrauisch: Dem Verdienst nach müßten unsere Leute vor Hunger sterben! Doch sie waren halt Überlebenskünstler. Kontrollen blieben nicht aus, aber man war darauf

wohl vorbereitet. Vom Büro aus führte eine Klingel in die Werkstatt, mit genau abgesprochenen Rufsignalen und einem Alarmzeichen, sobald eine verdächtige Person das durch einen Spiegel einsichtbare Tor passierte. Daraufhin mußten nicht gemeldete Gesellen sofort verschwinden, sich im Garten ergehen, oder sich auf den „Paplatzen“ (Bammelagen) im Staub über dem Ofen verstecken. War der Meister nun aber zufällig nicht im Büro, so ging das meistens schief und kostete mindestens eine neue Füllfeder zur Beruhigung für den Beamten, welcher auf diese Weise sein kärgliches Gehalt aufbesserte. Blieb ein Geselle wegen Krankheit der Arbeit fern, so war es Sache des Lehrlings hier nachzusehen — es handelte sich meistens nur um die verdächtigen Montagskrankheiten nach vorausgegangenem Gelage.

Für den Ulk in der Werkstatt hatte man noch Zeit und benötigte ihn als Stimulator bei harter Handarbeit fast immer mit den gleichen Opfern. Es fing an mit den heimlich angehängten Fetzen-Schwänzchen und steigerte sich bis zu gut durchdachten einfallreichen Serien, jeweils mit Lachsvalven begleitet: Das Töpfchen Wasser über der Tür, die Schlappschuhe am Boden festgenagelt, die Leimschürze in die Hobelbank eingeklemmt und der Hebel zum Öffnen mit Leim bestrichen, dann die Bänder verknotet, die Trinkflasche versalzen usw. Phantasie und Ideenreichtum trieben ihre Blüten. Die Anspruchslosigkeit und Behelfsmäßigkeit zeigte sich auch bei einem Betriebsfest. Hobelbänke wurden zusammengeschoben, Sperrlatten drüber, Klötze und Bohlen als Sitzgelegenheit und schon war die Festtafel fertig. Eine Waschschiüssel voll Kartoffelsalat, ein Topf mit heißen „Saveladen“ (rote Würste) waren die Grundlage für Bier und Wein in Mengen, und für gute Stimmung. Bei den gemeinsamen Trinkliedern hielten die Ungarn mit einem „la-la-la“ mit — die Sachsen hingegen kannten die meisten ungarischen Lieder sowieso, auch die Sorte der ordinären Subkultur.

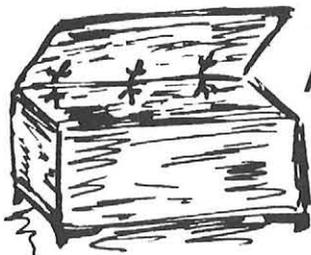
In besseren Zeiten gab es auch mal in einer Gastwirtschaft ein „Fleckenessen“. Es wurde wie ein Ritual vom Wirt persönlich am Tisch geschmetzelt und war die bessere Grundlage für die Bierrunde. Den Höhepunkt bildete die anschließende, zumeist schwankende Weiterreise und als dickes Ende dann der Heimweg durch die Stadt mit launigen Streichen — er endete zumeist mit der Flucht vor einem „Polipiter“ (Polizist).

Es entwickelte sich eine gute wirtschaftliche Aufwärtsphase. Viele Aufträge waren kriegsbedingt, einerseits ein Bedarf an Baracken, sowie die Einrichtung der Volksgruppenverwaltung in Kronstadt mit den eigens aus dem Reich hierher übertragenen Entwürfen. Über den Sinn dieser Aufträge wird man heute nur Bedenken anmelden, folglich müßte man auch den Gewinn in Betracht ziehen. Es vollzog sich damals eine Aufwertung unseres Tischlerhandwerks. Arbeiten mit guter handwerklicher Tradition und solider Konstruktion waren gefragt. Unser Betrieb fertigte bis zum Jahre 1941 immerhin noch Einrichtungen in Nußbaum- und Rüster-Wurzelmaser, Kirschbaum, Lärche und Birnbaum, schwarz poliert, alles in Handarbeit, ausgenommen der Zuschneidarbeiten auf Leihmaschinen.

In Schäßburg war sogar eine neue Berufsfachschule vorsorglich eingeplant worden, zu deren Verwirklichung es aber nicht mehr kommen sollte. Und der spätere Zusammenbruch verursachte ebenso einen mächtigen Knick in der Fortsetzung handwerklicher Traditionen, selbst in Deutschland dauerte es nach Kriegsende sehr lange, bis wieder eine neue zeitgemäße Stilrichtung gefunden wurde — einzig in Skandinavien fand eine Weiterentwicklung auf der alten Basis statt.

Durch völkisches Engagement waren schlummernde Kräfte in Bewegung geraten — nur die Richtung stimmte nicht mehr so ganz. Junge Gesellen kamen und gingen auf Wanderschaft oder wurden auch von Gleichgesinnten besucht. Der Aktionsradius war noch nicht einmal sehr groß, jedoch einer wußte von einem Fußmarsch durch Persien zu berichten, mit lustigen Einfällen, um die Gunst des dortigen Publikums zu gewinnen, so ein Auftritt als angeblicher Boxer — seine Zahnücke machte das alles sehr glaubhaft. Einen schmerzlichen Verlust hatte ich auch zu beklagen: Mein unentbehrliches Fahrrad, inzwischen mit der üblichen Diebstahlschutz-Nummer versehen, einem abnehmbaren Täfelchen mit schwarzer Kennzeichnung und darunter die rote Aufschrift „furat“ (= gestohlen) wurde mir in der Stadt zu Manöverzwecken einfach konfisziert, das bedeutete ein Auf-Nimmerwiedersehen.

Fortsetzung folgt



An der Trun fanden ...

1484

Richter Johann Göbel und Nikolaus Hoszyw wenden sich an den in Kronstadt weilenden siebenb. Woiwoden Stephan Bathori und klagen, daß die Bewohner von **Tatrang** auf einer langen Strecke das Wasser des Tatrang abgeleitet haben, um eine Mühle im Betrieb halten zu können. Dadurch aber wird den Tartlauern das Wasser entzogen, so daß ihre Mühlen zum Stillstand kommen.

Auf Bitten des Kronstädter Stadtrichters Reudel begibt sich Woiwode Bathori an Ort und Stelle und nimmt einen Lokalaugenschein vor. Er entscheidet, daß die Tatranger den Fluß nicht ableiten dürfen, sondern ihn in seinem alten Bett belassen müssen. Damit aber die Tatranger Mühle nicht stehen bleibe, dürfen sie diese abbrechen und an einem ihnen entsprechenden Ort wieder aufbauen, doch so, daß der Mühle von Tartlau kein Schaden erwachse. Für sich und ihr Vieh dürfen sie eine Wassermenge ableiten, doch so, daß die Tartlauer Mühle weiter im Betrieb bleiben kann.

1490 bestätigt König Wladislaus diese Entscheidung.

(Csallner 1930/35 f)

Werner Schunn (Böblingen)

Nachbarn schreiben

Lieber Herr Schunn!

Dankend und mit großer Freude erhielt ich das „Tartlauer Wort“ durch Hans Thoïs. Immer wenn ich den Heimatboten erhalte, versinke ich in eine Grube voller Erinnerungen. Im Geiste durchschreite ich die vertrauten Gassen, wo ich jeden Baum und jeden Stein kannte. Da fällt mir diese oder jene Szene aus der Vergangenheit ein, die ich als ländliche Idylle, damals und heute eingestuft habe.

Ich erinnere mich an eine Begebenheit, an einen Karfreitag, als ich am Nachmittag durch den Schafgarten in die Arbeit ging. Die Glocken läuteten, die Konfirmanden gingen mit eiligen Schritten durch die Gassen. Hoch oben auf einer Birke im Schafgarten entdeckte ich einen kleinen Jungen. Ich bat ihn mir ein paar Birkenäste herunter zu werfen, für einen Osterbaum. Da sagte er: „En Dräk, kam eraf ent nam der wau te brechst.“

Auch das war schön. Gerne möchte ich noch durch den Schafgarten gehen, wie damals.

In diesem Sinne schließe ich, wünsche Ihnen und dem gesamten Vorstand alles Gute. Ich warte schon auf den nächsten Heimatboten mit den vielen schönen Erinnerungen, die Sie so liebevoll veröffentlichen.

E. Balint (Augsburg)

Redaktionsschluß für die Pfingst-Ausgabe ist der 31. März 1994

Es wird gebeten, wenn möglich, Manuskripte nur mit Schreibmaschine und großem Zeilenabstand einseitig einzusenden.

Bitte die Beiträge pünktlich abliefern, verspätet eintreffende Sendungen können in der Regel nicht mehr berücksichtigt werden. tr.

Aussiedler national gesinnt

Aus- und Übersiedler sind meist „in eine einseitige nationale und patriotische Wertewelt eingebunden“. Dies hat eine Untersuchung der Hamburger Universität ergeben. Darin hat eine Soziologin herausgefunden, daß für die überwiegende Zahl der Aussiedler aus Osteuropa der Wert „deutsch an sich“ von großer Bedeutung ist. Wegen ihrer Randexistenz im Herkunftsland würden sie zudem zu Vorurteilen gegenüber anderen Völkern neigen.

Trein (tr.) aus HT vom 13. 10. 1993

Großes Burzenländer Jugendtreffen im September 1994

Am 24./25. September 1993 fand in Neuhaus bei Crailsheim die erste Tagung der Jugendreferenten der einzelnen Burzenländer Heimatortsgemeinschaften (HOG) statt. Harald Moyrer (Honigberg) wurde zum Regionalsprecher gewählt und Ulrike Batschi (Petersberg) zur Stellvertreterin und Kassiererin. Wichtigster Tagungspunkt war die organisatorische Vorbereitung eines gemeinsamen Burzenländer Jugendtreffens.

Bis Ende Januar 1994 werden die einzelnen HOGs und Jugendreferenten Anmeldungen zu 10 DM pro Person entgegennehmen (empfehlenswert wäre dabei die Einrichtung eines Sondergirokontos), damit die Gesamtzahl der Teilnehmer rechtzeitig feststeht. Im Februar 1994 wollen sich die Jugendreferenten erneut zusammentun, um die letzten Vorbereitungen zu treffen.

Das Treffen wird am 17. und 18. September 1994 in der Grundig-Halle in Fürth (bei Nürnberg) stattfinden. Samstagvormittag ist ein Fußballturnier vorgesehen und sonst viel Tanz, Musik und Unterhaltung angesagt. Eine gute Gelegenheit also, um alte Bekannte zu treffen und neue Freundschaften zu knüpfen.

Bitte setzt Euch ein, um diese Veranstaltung bekanntzugeben und die Interessen rechtzeitig anzumelden.

Die Adresse von Harald Moyrer lautet:

Insinger Straße 1, 90443 Nürnberg, Telefon 09 11 - 68 67 83.

Siegbert Bruss (Unterensingen)

SIEBENBÜRGISCH-SÄCHSISCHE STIFTUNG

Anfang März 1992 hat die Siebenbürgisch-Sächsische Stiftung die Patenschaft über die Kirchenburg Tartlau übernommen und sich in der am 5. März 1992 im Beisein von Staatssekretär Dr. Horst Waffenschmidt feierlich unterzeichneten Patenschaftsurkunde u. a. verpflichtet, notwendige Maßnahmen zur Konservierung, Restaurierung und Renovierung der Bausubstanz zu finanzieren.

Die Kirchenburg Tartlau ist eine der ältesten und die am weitesten östlich gelegene Kirchenburg Siebenbürgens. Sie ist kulturhistorisch besonders wertvoll. Ihre Architektur aus dem 13. Jahrhundert geht noch auf den Deutschen Ritterorden zurück und zeigt dann auch Einflüsse des Zisterzienserordens. Mit der Übernahme der Patenschaft wollte unsere Stiftung darüber hinaus für die Deutschen, die in Rumänien bleiben wollen oder müssen, ein Zeichen setzen.

Als erstes sind nunmehr die wichtigen Arbeiten am Dach in Angriff genommen worden.

Obwohl die Arbeiten und Kosten in Tartlau unsere Mittel sehr beanspruchen, sollen die anderen Aufgaben der Stiftung dabei nicht vernachlässigt werden: So fördern wir weiterhin begabte Studenten aus Siebenbürgen, deren Eltern noch dort leben.

*Der Bock ist von vorn gefährlich,
das Pferd von hinten,
der Dumme von allen Seiten.*

(Altes Sprichwort)

Äußerst wichtig: Bei Überweisungen ist die Mitglieds-Nummer **IMMER** anzugeben!

Jahres-Beitrag ist immer noch **DM 12,-** **Deine Mitglieds-Nr.**

Impressum

„Das Tartlauer Wort“ wird im Auftrag der „9. Tartlauer Nachbarschaft“ vom Vorstand herausgegeben und ist keine Publikation im Sinne des Pressegesetzes in der Bundesrepublik Deutschland und dient ebenfalls nur zur Information eines bestimmten Personenkreises.

Herausgeber:

Michael Trein, Im Feldle 22, 74564 Crailsheim, Telefon (079 51) 69 30.

Beitragszahlungen und Spenden an:

9. Tartlauer Nachbarschaft, Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Kto.-Nr. 69 503-705.

Das „Tartlauer Wort“ erscheint zweimal im Jahr, zu Pfingsten und zu Weihnachten.

Druck: Der Schnelldruckladen, Crailsheim.



*Allen unseren Brüdern und Schwestern
hier und in der alten Heimat
und Lesern des „Tartlauer Wort“
wünscht der Vorstand zur Weihnacht
und zum neuen Jahr 1994*

*Gottes Segen,
viel Glück, Gesundheit und viel Erfolg!*